

Prolog: Damals

Die Sonne warf lange Schatten auf den verwilderten Weg. Der Junge näherte sich dem leerstehenden Gebäude mit raschen Schritten. Unter einem der alten Kastanienbäume hielt er inne, verbarg sich hinter dem Stamm und sah sich um. Kein Mensch war zu sehen. Das war auch kein Wunder, drohten doch mehrere Schilder an der Mauer, die er an einer beschädigten Stelle ganz leicht übersteigen hatte können, jedem unbefugten Eindringling empfindliche Konsequenzen an. Es war ganz still, nur das Summen von Insekten war zu hören. Er betrachtete den Eingang des Gebäudes, der von zwei schon recht desolaten heraldischen Löwen flankiert wurde. Ob sie schon hier war? Wahrscheinlich nicht. Er war etwas früher gekommen, um zu beobachten, wie sie eintraf, genau genommen um zu erfahren, wer sie überhaupt war. Wenn es die dicke Katrin ist, so dachte er, würde er unauffällig und heimlich abhauen. Die war ganz sicher nicht sein Fall. Nichts rührte sich. Nach einer Weile zog er das Blatt Papier, das er nach dem Training der Fußballmannschaft in seinen abgelegten Sachen gefunden hatte, aus der Tasche und las es noch einmal durch. Sie schrieb mit einer braven Schulmädchenschrift, sie habe sich in ihn verliebt und wolle ihn heimlich treffen, in dem alten Herrenhaus um 18 Uhr. Sie beschrieb ihm genau, wie er in das Haus kommen könne. An Stelle einer Unterschrift hatte sie einen Lippenstiftkuss auf das Papier gedrückt. Er schüttelte den Kopf. Das ganze Briefchen kam ihm recht kindisch vor. Sie war wahrscheinlich nicht sehr erfahren in solchen Dingen. Wenn sie mit ihm anbändeln wollte, hätte sie das einfacher haben können; immer unter der Voraussetzung, dass er überhaupt an ihr interessiert war. Dazu war ein so heimliches Treffen doch nicht notwendig. Es sei denn, es sollte gleich beim ersten Treffen mehr daraus werden als nur eine Schmuserei. Er lächelte selbstgefällig. Er war es gewohnt, bei den Mädchen Erfolg zu haben. Deshalb war er zwar ein wenig über die Unbeholfenheit des Liebesgeständnisses in dem Brief verwundert gewesen, nicht aber über die Tatsache, dass sich ein Mädchen in ihn verknallt hatte und ihn heimlich treffen wollte.

Die Schatten wurden länger. Er warf einen Blick auf seine Uhr. Es war ein Viertel nach 18 Uhr. Entweder war sie schon längst da und wartete auf ihn, oder sie hatte ihn versetzt. Ärger stieg in ihm auf. Wenn sich so ein dummes Ding einen Scherz mit ihm erlaubt hatte, würde er schon herausfinden, wer sie war und es ihr heimzahlen. Entschlossen löste er sich aus dem Schatten des Baumes und umrundete das Gebäude. An der Seitenfront, halb verborgen unter Efeu fand er die kleine Tür, die sie in ihrem Brief beschrieben hatte. Sie war tatsächlich unversperrt. Er trat vorsichtig ein.

Er folgte einem schmalen dunklen Gang, der an ehemaligen Wirtschaftsräumen vorbeiführte, in das Innere des Gebäudes. Dort gelangte er schließlich in einen Saal, durch dessen hohe Fenster sich der Blick auf den ehemals herrschaftlichen, jetzt aber völlig verwilderten Park öffnete.

Die Decke des Raumes war mit Stuck und Malereien geschmückt. Er war noch nie hier gewesen und betrachtete interessiert eine Nymphe mit üppigen Formen, die sich im Griff eines lüsternen Fauns wand. Ihr Gesichtsausdruck ließ darauf schließen, dass sie ihren Widerstand bald aufgeben werde. Er fühlte leichte Erregung in sich aufsteigen und war sich plötzlich sicher, dass seine unbekannte Verehrerin in der Nähe sein musste.

Unvermutet klangen ganz leise Töne durch den Saal. Er lauschte angestrengt und versuchte zu erkennen von wo die Musik kam. Er erkannte die schmelzende Melodie. Es war ‚Lady in red is dancing with me‘ von Chris DeBurgh. Er lächelte begeistert. Jemand gab sich wirklich alle erdenkliche Mühe, um ihn zu beeindrucken. Sein Blick fiel auf den Boden des Saales. Die Strahlen der untergehenden Sonne fingen sich in goldenen Staubbahnen, die er aufgewirbelt hatte. Hoffentlich hat sie eine Decke mitgebracht, dachte er, damit wir nicht am nackten Boden liegen müssen. Dann entdeckte er, dass mitten im Raum mit kleinen Blütenblättern ein Pfeil ausgelegt war, der zu einer Tür wies. Er war beeindruckt. Sie stellte sich viel geschickter und einfallsreicher an, als nach dem eher infantilen Briefchen zu erwarten gewesen war. Er trat durch die Tür und fand sich in einem Zimmer, dessen ursprüngliche Bestimmung nicht zu erkennen war. Es erhielt sein spärliches Licht durch ein einzelnes hochliegendes

kreisrundes Fenster. An der gegenüberliegenden Seite befand sich eine halb geöffnete kleine Tür, hinter der es völlig dunkel war. Auf einem Tischchen, das ein Rest der ursprünglichen Einrichtung sein mochte, stand ein Kassettenrecorder und ließ die letzten Akkorde des Liebesliedes verklingen. Es wurde still.

„Ich bin gekommen!“, rief er. „Wo bist du denn?“ Leise Schritte näherten sich von hinten. Er wandte sich um. „Dich habe ich nicht erwartet“, sagte er überrascht. Das waren seine letzten Worte. Es dauerte noch gut zwei Minuten, bis er tot war. Dann hörten die krampfhaften Zuckungen auf und das Röcheln verstummte. Es ist aber anzunehmen, dass er keine Qualen litt. Denn die scharfe Eisenspitze, die sein Schädeldach durchschlagen und tief ins Gehirn eingedrungen war, hatte sein Bewusstsein wohl sofort ausgelöscht.



Kapitel 1: Jetzt, Freitag

In der Nacht hatte er von ihr geträumt. Das hatte er schon lange nicht mehr getan, seit Jahren nicht mehr. Er konnte sich kaum mehr an ihr Gesicht erinnern. Im Traum war es überdeutlich gewesen, aber auch der Traum wurde rasch zu einem Schemen und drohte aus seiner Erinnerung zu verschwinden. Lediglich das Ende, das ihn aus dem Schlaf gerissen hatte, stand ihm noch deutlich vor Augen: Ein dunkler Keller, ein Geruch nach Moder und Verwesung und Schreie, Schreie, die nicht aufhören wollten.

Er lag auf dem Rücken und starrte zur Decke. Der Pyjama klebte ihm am Körper. Es war doch noch ein heißer Sommer geworden und die Nacht hatte kaum Abkühlung gebracht. So heiß war es damals auch gewesen, damals vor fünfundzwanzig Jahren.

Er stand mühsam auf und stellte sich unter die Dusche. Zuerst lauwarm und dann kalt. Danach fühlte er sich um kein bisschen frischer. Aus dem Spiegel schaute ihm ein Mann entgegen, der auf die Vierzig zuing, schon ein wenig korpulent wurde und mehr Falten im Gesicht hatte, als ihm recht war. Er seufzte und beschloss, sowohl auf eine Rasur, als auch auf seinen morgendlichen Gesundheitslauf zu verzichten. Ein Dreitagebart war zulässig und zum Laufen fühlte er sich zu müde.

Es hat Vor- und Nachteile, wenn man seine Wohnung und seinen Arbeitsplatz im gleichen Haus hat. Zu den Vorteilen gehörte ohne Zweifel, dass er sich nicht den Unannehmlichkeiten des morgendlichen Berufsverkehrs aussetzen musste. Er ging die Stiegen hinunter und öffnete die Tür zu seinem Büro. An der Tür stand lediglich sein Name, Fa. Amadeus Heinrich. Den Namen Amadeus verdankte er seinem Vater, einem Lateinprofessor, der nicht nur ein Verehrer Mozarts war, sondern auch einer Verwechslung von Vor- und Familiennamen vorbeugen wollte, damit ihn niemand für einen Heinz hielte. Seine Schulkollegen und Freunde riefen ihn trotzdem von Anfang an Heinz und machten so die Absicht seines Erzeugers gründlich zunichte. Der Vorname Amadeus, den er als Kind so gut es ging versteckt hatte, erwies sich später im Geschäftsleben als

unerwartet nützlich, weil er sich den potentiellen Kunden einprägte und oft mit einem wohlwollenden Lächeln und einem Scherz registriert wurde. Ein Hinweis darauf, welche Dienstleistungen oder Waren die Fa. Amadeus Heinrich anbot, war auf dem Firmenschild nicht zu finden. Die Kunden, auf die es ihm ankam, wussten ohnehin, wo er zu finden war und auf andere Besucher legte er keinen Wert.

Das Büro bestand aus drei Räumen, seinem Zimmer, dem Zimmer seines Juniorpartners Richard Wizzig und dazwischen der eigentliche Büroraum, der von der Sekretärin Doris besetzt war.

„Guten Morgen“, sagte Amadeus.

„Ein wunderschöner Morgen ist das“, verkündete Richard und schwenkte ein Blatt Papier. „Der Scheck für unser Honorar in der Truckersache ist gekommen.“

„Sind wir jetzt reich?“, fragte Amadeus sarkastisch.

„Wir können die nächsten drei oder vier Monate überstehen. Für unsere Verhältnisse sind wir also reich.“

„Ist sonst noch Post gekommen?“

Richard deutete auf ein Tischchen neben der Eingangstür. Die Post bestand nur aus einem einzigen Brief, der mit der Hand beschriftet war. Es war eine harte Schrift. Die Buchstaben waren akkurat und mit Nachdruck gesetzt, die Ober- und Unterlängen überdeutlich ausgeprägt, mit strengen Kanten und scharfen Spitzen. Obwohl das nicht mehr die Schrift des Schulmädchens war, das er gekannt hatte, wusste er, noch ehe er den Absender gelesen hatte, mit untrüglicher Sicherheit, dass sie ihm geschrieben hatte. Amadeus glaubte insgeheim an die prophetische Bedeutung von Träumen und ein leichter kalter Schauer rann ihm über den Rücken.

Er ging mit dem Brief in sein Zimmer und setzte sich hinter seinen Schreibtisch. Auf einmal hatte er ihr Gesicht wieder vor Augen. Es war das Gesicht eines zwölfjährigen Mädchens, hager, mit strähnigen Haaren und übergroßen grauen Augen, die ihn forschend anschauten. Er zögerte, den Brief zu öffnen und blickte in das Büro hinaus. Doris schrieb emsig auf ihrem Computer und hatte die Unterlippe zwischen die Zähne geklemmt. Er überlegte, was sie da eigentlich tat, denn Büroarbeit stand im Augenblick nicht viel an, das wusste er genau, weil alle aktuellen Fälle abgeschlossen waren. Wahrscheinlich verfasste sie einen Roman.

Er verzichtete darauf, sie in Verlegenheit zu bringen, indem er sie danach fragte, und zündete sich eine Zigarette an.

Dann gab er sich einen Ruck und öffnete den Brief. Was immer er erwartet hatte, der Inhalt war ausgesprochen nichtssagend. Sie schrieb, es gehe ihr gut und sie hoffe, dass es auch ihm gut gehe. Sie wohne noch immer in Grafenhotter und sie denke oft an ihre gemeinsamen Ferien zurück. Sie würde sich freuen, gelegentlich mit ihm über alte Zeiten zu plaudern. Das war alles. Trotzdem, die Botschaft war beunruhigend deutlich. Sie wollte ihn sprechen und zwar dringend. Das ergab sich daraus, dass sie nach einem Viertel Jahrhundert überraschend ihr Schweigen gebrochen hatte.

Er hob in einer fast unbewussten Bewegung den Brief und schnupperte daran. Das tat er immer, wenn er Post von einer Frau bekam. In letzter Zeit schrieben ihm Frauen, wenn sie es überhaupt taten, allerdings nur mehr Mails. Die schmeckten nach gar nichts, was sein derzeitiges Verhältnis zum weiblichen Geschlecht widerspiegelte. Das Papier roch nach Rauch und Feuer. Da war noch ein Geruch, zuerst kaum wahrnehmbar, dann immer deutlicher werdend: Süßlich, unangenehm, wie nach Verwesung. Er ließ den Brief fallen und starrte ins Büro hinaus. Dort stand Doris mitten im Zimmer und versprühte einen penetrant riechenden Raumspray. Sie war eine fast militante Nichtraucherin und hasste es, wenn er rauchte. Das war ihre Art dagegen zu protestieren. Mehr wagte sie nicht, weil sie auf den Job angewiesen war.

„Versprühen Sie nicht dieses scheußliche Zeug, Doris“, sagte er schärfer als notwendig gewesen wäre. „Wenn es Sie stört, dass ich rauche, machen Sie einfach die Tür zu und das Fenster auf.“

Sie sah ihn wütend an, schloss schwungvoll die Tür, bremste sie aber im letzten Moment ab, so dass sie sanft ins Schloss fiel. Sie war – wie gesagt – auf den Job angewiesen. Er legte den Brief vor sich auf den Tisch und ließ die Gedanken in die Vergangenheit schweifen. Damals war ein extrem heißer Sommer gewesen und er war ein Junge von zwölf Jahren.



Kapitel 2: Damals

Es war ein extrem heißer Sommer und er war ein Junge von zwölf, fast schon dreizehn Jahren, der sich in einem gewissen Zwiespalt befand. Seine Eltern hatten ihn in den Ferien nach Grafenholler geschickt, zu einer älteren Schwester seines Vaters. Die Tante war alt und das Haus, in dem sie wohnte, war auch alt. Er lag auf dem Bauch in dem kleinen Kabinett, das ihm als Unterkunft zugewiesen worden war und schmökerte in einem Hefroman, den sein Vater, ohne ihn eines zweiten Blickes zu würdigen, als verderblichen Schund eingestuft und der Vernichtung zugeführt hätte. Seiner Tante war egal, was er las. Sie beschränkte sich darauf, ihm Unterkunft und Essen zu geben. Zu darüber hinausgehenden Erziehungsmaßnahmen fühlte sie sich nicht berufen. Er sah aus dem kleinen Fenster. Die Scheiben wurden teilweise durch einen mächtigen Kaktus verdeckt. Es war ein Weihnachts- oder ein Osterkaktus. Man wusste es nicht genau, weil er zwar tüchtig gewachsen war, aber all die Jahre noch nie geblüht hatte. Die Erde in dem Blumentopf war steinhart und trocken. Zwischen den Zweigen des Gewächses hatte eine Spinne ihr Netz gesponnen und war recht erfolgreich, wie die Fliegenleichen, die in dem Netz hingen, bewiesen. Draußen war ein strahlend schöner Tag. An einem solchen Tag sollte man sich im Freien aufhalten und das schöne Wetter genießen. Diese Lehre war ihm nachdrücklich von seinen Eltern mitgegeben worden. Viel lieber wäre er im Haus geblieben und hätte weiter gelesen. Aber das Gefühl, er könne etwas versäumen, wenn er den Tag nicht gebührend nutzte, ließ ihn schließlich aufstehen und das Haus verlassen. Er bog, nur mit einer Badehose und Sandalen bekleidet, in ein schmales Gässchen ein, das keinen offiziellen Namen hatte und von den Leuten daher nur als ‚Gassl‘ bezeichnet wurde. Links und rechts waren Mauern. Auf halben Weg hingen die Zweige eines Birnbaumes herüber. Die Früchte dieses Baumes waren verboten, das hatte ihm seine Tante eingeschärft. Der Besitzer mochte es nicht, wenn man sich seines überhängenden Eigentums bemächtigte. Er sah sich um, riss eine Birne ab und begann darauf zu kauen. Sie war noch nicht reif, hatte aber das Aroma des Verbotenen.

Das Gässchen mündete in einen Weg. Rechter Hand standen Häuser, links floss gemächlich ein Nebenarm des Kamp. Das Gewässer, an dieser Stelle kaum mehr als ein Bach, war etwa drei Meter breit und nicht viel tiefer als einen Meter. Alle paar Jahrzehnte erwachte der Kamp zu wütendem Ungestüm, trat über die Ufer und drang, gefürchtet von den Anwohnern, in Minutenschnelle bis in die Ortsmitte vor. Jetzt konnte man sich das kaum vorstellen. Das Ufer seines kleinen Trabanten war beiderseits von dichten Sträuchern bewachsen, die sich über das Flussbett neigten und das braune Wasser noch mehr verdunkelten. Er folgte dem Wasserlauf, bis er an eine Stelle kam, wo der Bewuchs schütterer wurde und das Flüsschen eine flache Bucht bildete, die früher als Pferdeschwemme gedient hatte. Das war sein bevorzugter Badeplatz, obwohl ein Schild verkündete, dass hier das Baden verboten sei. Warum, war ihm unklar, denn das Wasser war leidlich sauber und weder tief noch reißend.

Er zog sich die Sandalen aus und ging langsam an das schlammige Ufer. Schon damals hatte er die Neigung, Vorschriften kritisch zu interpretieren. Während er vorsichtig mit den Füßen in dem warmen Uferschlamm plätscherte, überlegte er sich, ab wann er das Badeverbot übertrat und damit zu einer Art Gesetzesbrecher wurde. Doch wohl noch nicht, wenn er nur ein Stück ins Wasser watete? Das konnte man kaum schon als Baden bezeichnen. Oder etwa doch? Was ihn weiter zu der Frage führte, welche Strafen jemanden drohten, der sich, so wie er, ständig über dieses Verbot hinwegsetzte. Die Verbotstafel gab darüber keine Auskunft, aber die Frage schien sich von selbst zu beantworten. Ein stechender Schmerz fuhr plötzlich durch seine große Zehe. Er hüpfte jammernd auf einem Bein herum und betrachtete das Unglück. Er war auf eine Biene getreten, die ihn sofort gestochen hatte.

„Hüpfen hilft nichts. Du musst Dreck draufschmieren. Am besten ist Hühnerdreck, aber es geht auch so.“

An diesem Tag sah er sie zum ersten Mal. Sie saß auf der Uferböschung, halb hinter einem Busch verborgen. Zwei Dinge fielen ihm sofort auf: Die großen grauen Augen und die langen mageren Gliedmaßen. Sie kam ihm vor, wie ein langbeiniges Insekt, das ihn mit riesigen Augen anstarrte.

„So musst du es machen!“ Sie bohrte ihre Zehen in den Schlamm und sah zufrieden zu, wie er es ihr nachmachte. „Wer bist du?“

„Ich heiße Heinz. Ich komme aus Wien und bin auf Ferien hier, bei meiner Tante, der Maria Heinrich.“

„Aha, aus Wien bist du also.“ Sie sagte das so, als ob er aus einem fernen exotischen Land käme, das von fremdartigen Menschen mit sonderbaren Sitten und Gebräuchen bewohnt wurde. „Ich bin die Lieselotte vom Schmied. Du musst Lisa zu mir sagen, die Lotte mag ich nicht. Das ist eine fade Person, die mir ständig erklärt, was ich nicht machen soll.“

Er war verwirrt, weil sie von sich sprach, als ob sie zwei verschiedene Personen wäre. „Hallo, Lisa“, sagte er gehorsam.

Sie nickte zufrieden und kam zu ihm herunter. Sie war ungefähr gleich alt, aber einen halben Kopf größer als er und hatte strähniges, wild gekräuseltes Haar, das sie in einem halbherzigen Versuch, eine akzeptable Frisur herzustellen, zu einem Pferdeschwanz zusammengebunden hatte. Das Gesicht war schmal und hager, die leicht gekrümmte Nase war eindeutig zu groß. Selbst Amadeus, der sich zu dieser Zeit ansonst noch keine Gedanken über solche Dinge machte, ging durch den Kopf, dass sie wohl nie eine Schönheit werden würde.

„Magst du baden gehen?“

„Ich weiß nicht.“ Er betrachtete sorgenvoll seine große Zehe, die leicht angeschwollen war.

„Sei nicht so wehleidig. Im Wasser wird's besser.“ Sie zog sich das geblünte Kleid über den Kopf und hängte es über einen Strauch. Darunter trug sie einen einteiligen Badeanzug, unter dem ansatzweise weibliche Konturen zu erkennen waren. „Komm schon!“

Sie wateten gemeinsam in die Mitte des Flüsschens, wo ihnen das Wasser bis an die Brust reichte. Tiefer wurde es an dieser Stelle nicht. Das Wasser war wegen der seit Tagen anhaltenden Hitze und der geringen Fließgeschwindigkeit auch nicht all zu kalt. Sie schlug mit der flachen Hand auf die Oberfläche und spritzte ihm einen Schwall ins Gesicht.

Nachdem sie eine gute halbe Stunde herumgetobt hatten, setzten sie sich auf einen Grasfleck, um sich von der Sonne trocknen zu lassen. Es hätte ein perfekter Badenachmittag werden können, wenn sie allein geblieben wären.

Drei Halbwüchsige bummelten den Weg entlang, erblickten sie, tuschelten kurz miteinander und kamen dann näher. Amadeus kannte sie vom Sehen, war ihnen aber bisher aus dem Weg gegangen. Es entsprach nicht seiner Art, leicht Bekanntschaften zu machen und die Erfahrungen in den Straßen Wiens hatten ihn gelehrt, vorsichtig zu sein. Er gehörte zu den Kindern, die – aus Gründen, die er erst viel später verstand – Konflikte mit Gleichaltrigen geradezu anzogen und daher öfter als andere in Raufereien verwickelt wurden.

„Was machst du da?“, fragte der größte von ihnen. Er redete nur Amadeus an, Lisa ignorierte er, als ob sie nicht da wäre.

„Gar nichts“, antwortete Amadeus vorsichtig.

„Warst du im Wasser?“

„Wer lässt fragen?“

Der andere fühlte sich durch diese Antwort provoziert und er kam zur Sache, so wie er es ohnehin vorgehabt hatte. „Willst ein paar Watschen? Da ist das Baden verboten, überhaupt für Fremde!“

Amadeus stand auf. Sein Gegner versetzte ihm einen kräftigen Stoß gegen die Brust, so dass er sich mit einem Platsch in den Schlamm setzte. Die beiden anderen Buben grölten beifällig. Amadeus rappelte sich wieder hoch.

„Du willst dich stellen, du Depp?“, schrie sein Widersacher. „Du gehst auf mich los? Na warte, ich hau dich grün und blau!“

Amadeus ging davon aus, dass er tüchtige Prügel beziehen werde – nicht zum ersten Mal in einer solchen Situation. Trotzdem hob er die Fäuste vor die Brust, um sich zu wehren, so gut es eben ging. Er hatte ohnehin Glück, wenn sie nicht zu dritt über ihn herfielen.

Der Stein traf den Rabauken so heftig an der Schulter, dass er aufschrie. Lisa hatte sich auf die Uferböschung zurückgezogen und schwang erneut den Arm.

„Bist verrückt, du Irrenhäuslerin“, schrie der Angreifer und wich einen Schritt zurück. „Verschwind von da! Was hast du denn mit dem Fremden zu tun?“

Sie schleuderte ohne Vorwarnung den nächsten Stein. Er traf den Burschen an der Lippe, die sofort aufplatzte und zu bluten begann.

Gleichzeitig öffnete Lisa den Mund und ein Schwall obszöner Beschimpfungen ergoss sich über die drei Buben. Amadeus hatte die Hälfte dieser ungeheuerlichen Ausdrücke noch nie gehört, die andere Hälfte, deren Sinn er verstand, trieb ihm die Röte ins Gesicht.

Lisa bückte sich und raffte ein paar weitere scharfkantige Steine auf.

„Das sag ich meinem Vater“, heulte der Verletzte. „Der sagt es deinem Vater. Du wirst schon sehen, was du davon hast.“ Der nächste Stein verfehlte nur haarscharf sein Gesicht. Er drehte sich um und rannte davon. Seine beiden Begleiter folgten ihm. Sie hatten ohnehin nur zusehen wollen.

Lisa schleuderte den Flüchtenden noch zwei Steine hinterher und kam dann die Böschung herunter. „Warum bist du nicht weggerannt?“

„Weil ich nicht schnell genug gewesen wäre“, sagte er wahrheitsgemäß. „Wenn sie dich vorher jagen, verprügeln sie dich dann umso ärger. Das ist so, als ob du vor einem wütenden Hund davonrennst.“

„Ich verstehe. Du bist also nicht tapfer, sondern bloß schlau.“

„Wahrscheinlich, obwohl ich gar nicht in solche Situationen käme, wenn ich wirklich schlau wäre. Danke für deine Hilfe. Hoffentlich bekommst du keinen Ärger.“

„Heute bekomme ich wahrscheinlich ohnehin Schläge“, sagte sie gleichgültig. „Da ist es egal wofür.“

„Was meinst du?“

„Ich sagte, heute bekomme ich wieder Schläge. Von meinem Stiefvater. Er verprügelt mich gelegentlich, damit ich mich bessere.“

„Das ist ja schrecklich!“ Amadeus hatte von seinem Vater noch nie Prügel bekommen. Strafweise Übersetzungen aus dem Lateinischen schon, aber keine Prügel. Das war auch nicht notwendig, denn er war, alles in allem gesehen, ein sehr fügsames Kind.

„Nicht so schlimm. Er haut nicht allzu fest zu. Es geht meistens mit ein paar blauen Flecken ab. Er ist ja auch nicht mein richtiger Vater. Meine Mutter hat

mich in die Ehe mitgebracht. Wie sie gestorben ist, hat er bald wieder geheiratet. Ich muss froh sein, dass er und seine neue Frau mich behalten haben. Sonst wäre ich in ein Heim gekommen.“

Amadeus schüttelte verwirrt den Kopf. „Kommst du morgen wieder her?“

Sie sah ihn aufmerksam an. „Wenn du willst ... Ich bin nach dem Essen da, falls er mich raus lässt und nicht zur Strafe einsperrt.“

„Ich werde auch kommen. Hoffentlich laufe ich den drei von vorhin nicht wieder über den Weg.“

„Da brauchst du keine Angst haben. Sie wissen jetzt, dass ich zu dir halte. Sie werden dir ausweichen. Sie fürchten sich vor mir. Das tun die meisten Kinder, überhaupt seit ich in dieser Klinik war, weil meine Stiefmutter gesagt hat, sie sorgt sich, dass ich noch einmal jemanden umbringe oder sonst etwas Schreckliches anstelle.“

Sie nickte ihm freundlich zu, legte die Hand auf den Bauch, um zu prüfen, ob ihr Badeanzug schon trocken war und schlüpfte wieder in ihr Kleid. Er sah ihr nach wie sie davonrannte.



Kapitel 3: Jetzt

Amadeus nahm den Brief wieder auf und las den Absender ‚Charlotte Schmied‘.

„Was hast du mit der Lisa gemacht?“, flüsterte er. „Ist sie noch da? Oder bist du jetzt nur mehr die brave Lotte, die sich sogar zu einer Charlotte gemausert hat?“

Er versuchte sich vorzustellen, wie sie jetzt aussehen mochte: Kein Mädchen von zwölf, dreizehn Jahren, sondern eine Frau Mitte dreißig. Es wollte ihm nicht recht gelingen. Er sah immer nur das magere Geschöpf mit den großen grauen Augen und den unbändigen Haaren vor sich. Ein vages Gefühl von Melancholie und Zuneigung erfüllte ihn als Nachhall kindlicher Verliebtheit. „Die Jahre vergehen so rasch“, dachte er. „Sie wohnt kaum zwei Stunden entfernt und es wäre ein Leichtes gewesen, wieder Kontakt mit ihr aufzunehmen, aber ich habe es nicht getan.“ Das Leben hatte ihn auf rascher Bahn mit sich getragen und die Erinnerung an sie verblassen lassen, obwohl sie nie völlig aus seinen Gedanken verschwunden war. Wie es wohl gekommen wäre, wenn ihre Bekanntschaft nicht so plötzlich abgerissen wäre?

Er seufzte, stand auf und ging zur Tür. Auf halbem Weg hielt er inne und blieb eine Weile mit nachdenklich gesenktem Kopf stehen. Dann öffnete er den Tresor an der Wand seines Zimmers, nahm eine Pistole heraus und steckte sie zu sich.

Als er die Tür aufriss, drückte Doris rasch eine Taste an ihrem Computer. Das Schreibprogramm, mit dem sie sich beschäftigt hatte, verschwand und wie durch Zauberhand erschien auf dem Bildschirm ein Ausschnitt aus der Firmenbuchhaltung, den sie konzentriert studierte. Er tat, als ob er nichts gemerkt hätte.

Richard saß in seinem Zimmer, hatte die Füße auf den Schreibtisch gelegt und betrachtete die Bilder in einem Herrenmagazin.

„Ich würde mir gern frei nehmen, ein paar Tage höchstens.“

„Geht klar“, sagte Richard. „Das letzte Mal habe ohnehin ich blau gemacht. Erfahrungsgemäß dauert es jetzt wieder ein oder zwei Wochen, bis wir einen

fetten Auftrag hereinbekommen. Ich halte inzwischen die Stellung. Kann ich dich erreichen, wenn sich etwas ergibt?“

„Ja sicher. Ich fahre nach Grafenhotter. Das ist zwei Stunden von Wien entfernt. Ich kann jederzeit wieder da sein.“

„Grafenhotter? Was ist denn dort?“

„Es ist ein kleines Nest in der Nähe von Krems, wo ich einmal als Kind die Ferien verbracht habe. Ich will eine Freundin aus dieser Zeit besuchen.“

„Aha, der Brief von heute Morgen“, mutmaßte Richard. „Der ist aus Grafenhotter gekommen. Eine Jugendliebe?“

„Wahrscheinlich kann man es so nennen. Sie war ein sonderbares Mädchen. Die Bekanntschaft mit ihr war jedenfalls sehr aufregend und in mancherlei Hinsicht nicht ungefährlich. Jetzt hat sie sich nach fünfundzwanzig Jahren wieder gemeldet. Ich will einfach nur wissen, warum.“

„Nimm deine Pistole mit“, riet Richard und versenkte sich wieder in sein Magazin.

„Ich vergönne mir ein paar Tage Freizeit“, informierte Amadeus auch Doris. Sie hätte am liebsten gesagt, dass er ihr mit seinen stinkenden Zigaretten nicht abgehen werde, aber sie tat es nicht, weil sie auf den Job angewiesen war. Also sagte sie bloß mit falscher Freundlichkeit: „Schönen Urlaub, Chef.“

Es war wenig Verkehr und er kam flott voran. Nach etwa zwei Stunden begann er die Gegend wiederzuerkennen. Bei einer Raststation legte er einen Stop ein und vergönnte sich ein Mittagessen in Form einer fetten Burenwurst. Dann hielt er Ausschau nach einer Abzweigung, die unter einer kleinen Brücke durchführte und sonst nur von landwirtschaftlichen Fuhrwerken benutzt wurde. Als er sie gefunden hatte und abbog, geriet sein Navigationsgerät, das ihn gerne noch eine Weile auf den Bundesstraßen im Kreis geführt hätte, in helle Aufregung. Es erklärte entschieden, er sei falsch abgebogen und befahl ihm, ehestens wieder umzukehren. Er achtete nicht auf das Gezeter, auch nicht auf die sinnlosen Vorschläge, die ihm das Gerät dann unterbreitete und dabei immer mehr in Verwirrung geriet. Erst als er den Ortsanfang von Grafenhotter erreichte,

beruhigte sich das störrische Ding und erklärte selbstzufrieden, er habe jetzt sein Ziel erreicht.

Geografisch stimmte das auch, gefühlsmäßig allerdings nicht. Er hatte nämlich ein Déjà-vu-Erlebnis erwartet, das ihn in die Zeit seiner Kindheit zurückversetzen werde. Nichts dergleichen geschah. Der Ort hatte sich in einem Vierteljahrhundert durch eine rege Bautätigkeit und einen bescheidenen touristischen Aufschwung entscheidend verändert. Erst als er sich der Ortsmitte näherte, erkannte er einzelne Häuser wieder, die frisch renoviert und teilweise umgebaut, in neuem Glanz erstrahlten. Das Haus der verstorbenen Tante Maria war verschwunden und hatte einem Fertigteilhaus Platz gemacht. Das wunderte ihn nicht, denn es war schon seinerzeit mehr als heruntergekommen gewesen. Unweit der Kirche war die Werkstatt des alten Schmied gewesen. Er hatte dort einen Landmaschinenhandel und eine Schlosserei betrieben. Das Haus stand noch, hatte sich aber gleichfalls verändert. Er parkte sein Auto auf der gegenüberliegenden Straßenseite und ging hinüber. Über dem Eingang prangte ein Schild: *„Charlotte Schmied, Kunstschlosserei und Kunsthandwerk“*. In der Auslage waren verschnörkelte Probestücke von eisernen Toren, Zäunen und Geländern ausgelegt. Daneben gab es Metallskulpturen aller Art, Figuren aus Metallstücken und Blech, sehr hübsch und ein wenig kitschig. Es waren aber auch abstrakte Objekte da, die man als moderne Kunstwerke bezeichnen konnte. Nachdem er sich sattgesehen und immer wieder bewundernd den Kopf geschüttelt hatte, ignorierte er das Geschlossen-Schild und drückte versuchsweise gegen die Tür. Zu seiner Überraschung ging sie auf. Eine Glocke, die an einer Metallfeder über der Tür angebracht war, gab ein melodisches Klingeln von sich. Der Innenraum, es handelte sich um die ehemalige Werkstatt des alten Schmied, war zu einem Ausstellungsraum umgestaltet worden, wo noch mehr Metallobjekte präsentiert wurden. Er rief einige Male „Hallo“ und ging dann, weil niemand antwortete, weiter. Den Weg kannte er noch immer. Ein kurzer Gang führte ihn in den ehemaligen Verkaufsraum für Landwirtschaftsmaschinen, der zu einem Atelier umgebaut worden war. Mit dem Rücken zu ihm stand eine Gestalt in blauer Schlossermontur und schweißte an einem Metallgestell. Glühende Metallteile stiegen wie kleine feurige Sterne empor und erloschen.

„Hallo Lisa“, sagte er halblaut. „Ich bin zurückgekommen.“

Ein Funkenregen stob empor. Er konnte deutlich sehen, wie sich ihr Rücken versteifte. Dann wandte sie sich langsam um. Der Schweißbrenner in ihrer Hand spie fauchend eine bläuliche Flamme aus. Ihre Augen waren von einer Schweißbrille verborgen. Ohne ein Wort zu sagen, drehte sie die Flamme ab und steckte den Brenner in einen wassergefüllten Kübel. Zischend stieg ein Dampfwölkchen auf. Jetzt erst sprach sie: „Ich habe gar nicht erwartet, dass du mir auf meinen Brief antworten wirst; noch weniger, dass du so rasch selber kommst.“ Sie nahm die Brille ab. Das Halteband hatte rote Streifen auf ihre Schläfen gezeichnet. Ihre Augen waren noch immer groß und grau. Ihre Stimme war dunkel mit einem metallischen Unterton.

„Ich dachte, es sei dringend.“

„Dringend? Habe ich diesen Eindruck erweckt? Ich wollte dich nicht beunruhigen, aber es ist trotzdem schön, dich zu sehen. Ich ziehe mich nur rasch um, dann können wir reden.“

Sie forderte ihn weder auf hinauszugehen, noch ging sie selber hinaus. Mit einer sicheren Bewegung zog sie den Reißverschluss der Schlossermontur auf und stieg heraus. Darunter trug sie nur ein Höschen und einen Büstenhalter. Die Jahre waren gut zu ihr gewesen. Ihr Gesicht war runder geworden und hatte die hagere Schärfe ihrer Mädchenzeit verloren. Ihre Figur war straff und kräftig, die Arme ließen deutlich ausgeprägte Muskeln erkennen. „Das kommt von der Schmiedearbeit“, dachte er. Lediglich ihre Haare hatten sich nicht verändert. Sie waren noch immer strähnig und ungebärdet gekräuselt, aber immerhin kurz geschnitten.

„Du schaust gut aus“, meinte er und dachte gleichzeitig, dass man das von ihm wahrscheinlich nicht sagen konnte.

„Danke. Es geht so, jedenfalls im Vergleich zu früher.“ Sie schlüpfte in ein leichtes Sommerkleid und wusch sich die Hände in einem kleinen Becken.

„Komm, lass uns auf die Terrasse gehen.“

Die Terrasse war neu. Sie ging auf den Garten hinter dem Haus hinaus und öffnete den Blick auf gepflegte Beete, in denen Blumen in allen Farben

leuchteten. Das war auch neu. Der alte Schmied hatte von derlei nutzlosem Zeug nichts gehalten.

„Schön hast du es hier.“

„Geht so; jedenfalls im Vergleich zu früher“, wiederholte sie und grinste. Sie streckte spontan die Hand aus. „Willkommen in Grafenholler.“ Ihre Hand war hart und schwielig, der Druck so kräftig, dass es ihm fast weh tat. „Was darf ich dir anbieten? Etwas zu trinken?“

„Kaffee wäre gut.“

„Kommt sofort.“ Sie hantierte an einer Espressomaschine und stellte eine Tasse vor ihn auf den Tisch. „Zucker, Milch?“

„Beides, aber nur wenig.“

Er nahm seine Zigaretten aus der Tasche und steckte sie gleich wieder ein.

„Du kannst ruhig rauchen“, sagte sie amüsiert und holte einen Aschenbecher hervor. „Mich stört es nicht. Ich bin den Rauch des Schmiedefeuers gewohnt.“ Sie lachte. Ihr Lachen war fröhlich und klingelte, wie wenn man einen leichten Hammer auf einen Ambos prallen lässt.

Er öffnete den Mund, aber sie erahnte seine Absicht und kam ihm zuvor. „Jetzt erzähl schon. Wie ist es dir all die Jahre ergangen? Was machst du beruflich?“

„Ich arbeite für Versicherungen.“

„Bist du Vertreter?“

„Nein. Ich habe eine eigene Firma und führe Ermittlungen für Versicherungen durch. Wenn eine Versicherung bei einem größeren Schadensfall den Verdacht hat, dass etwas nicht mit rechten Dingen zugegangen ist, beauftragt sie mich damit, die Wahrheit herauszufinden.“

„Damit sie nicht zahlen müssen?“

„Darauf läuft es hinaus, aber natürlich nur, wenn wirklich Betrug vorliegt. Manchmal suche ich auch wertvolle Objekte, die gestohlen wurden.“

„Du bist also eine Art Detektiv? Das hätte ich nicht gedacht. Aber du hast ja schon als Bub immer Detektivgeschichten gelesen. Kann man davon gut leben?“

„Es geht so. Die Versicherung zahlt ein Pauschale und die Spesen. Richtig lukrativ wird es nur dann, wenn sie auf Grund meiner Erhebungen nicht leisten

müssen. In diesem Fall bekomme ich zusätzlich einen gewissen Prozentsatz von der eingesparten Versicherungssumme.“

„Dann kannst du also deine Familie ordentlich versorgen?“

„Alle Frauen stellen diese Frage“, dachte er. „Sie wollen wissen, ob du noch zu haben bist, unabhängig davon, ob sie überhaupt an dir interessiert sind.“

„Ich habe keine Familie. Ich habe keine Kinder und ich bin geschieden.“

„Weil sie dich nicht geliebt hat? Oder war es deine Schuld?“

„Ich weiß nicht. Der Richter war der Meinung, dass es ihre Schuld war. Wahrscheinlich hat sie sich bloß mit mir gelangweilt. Eines Tages ist sie mit einem Piloten, eigentlich war er nur Copilot, durchgebrannt.“

„Langweilig warst du damals auch ein bisschen.“ Sie meinte die kurze Zeit ihrer Bekanntschaft. „Und außerdem schüchtern. Hat sich das geändert?“

„Nicht sehr“, antwortete er selbstkritisch. „Aber ich kann mich jetzt viel besser verstellen, damit es nicht so auffällt. Nun bist aber du dran. Erzähl, was du die letzten fünfundzwanzig Jahre gemacht hast.“

„Da gibt es nicht viel zu erzählen. Nach dem Sommer mit dir ist mein Leben irgendwie und ohne dass ich viel dazu beigetragen habe, in geordnete Bahnen geraten, wie man so schön sagt. Mein Stiefvater hat nach einiger Zeit aufgehört, mich zu prügeln und war der Meinung, dass ich mich am besten mit Hammer und Feuer abregieren soll; das werde mir die Flausen schon austreiben. Er hat mich also nach der Schule in die Lehre genommen und zur allgemeinen Überraschung ist eine brauchbare Schlosserin aus mir geworden. Nachdem er sich von meiner Stiefmutter scheiden hat lassen, bin ich der einzige Mensch gewesen, den er gehabt hat. Er hat begonnen, mich als Nachfolgerin für seinen Betrieb anzusehen. Wir haben uns in den letzten Jahren ganz gut verstanden. Ein paar Tage nachdem ich die Meisterprüfung abgelegt hatte, hat er sich einfach hingelegt und ist zufrieden gestorben. Der alte Schmied war am Ende doch kein so übler Kerl. Er hat mir das alles hier vermacht und du siehst ja, was ich daraus gemacht habe.“

„Ja, das ist wirklich beeindruckend. Sag, bist du verheiratet?“

„Gott bewahre, nein! Ich hatte einmal einen Kerl, mit dem ich zusammengelebt habe, aber der hat mich regelmäßig geohrfeigt, wenn er schlecht aufgelegt war.“

„Das hast du dir gefallen lassen? Gerade du? Das kann ich nicht glauben!“

„Glaub es ruhig. Damals war ich ganz das brave Lottchen, das nichts Böses mehr tun wollte. Natürlich ist es auf die Dauer nicht gut gegangen. Eines Tages ist die böse Lisa in mir durchgekommen und ich habe zurückgeschlagen. Weißt du, wenn man den ganzen Tag in der Werkstatt arbeitet, bekommt man einen recht kräftigen Schlag. Er hat mich mit einer gebrochenen Nase verlassen und meidet mich seither wie die Pest.“

„Du spielst noch immer das Spiel mit der Lisa und der Lotte? Wie soll ich dich denn nun nennen?“

„Ich weiß gar nicht ob es nur ein Spiel ist. Sag ruhig Lisa zu mir, um der alten Zeiten willen. Was willst du jetzt machen? Bleibst du noch ein paar Tage?“

„Ich denke schon.“

„Das freut mich. Du kannst bei mir wohnen, wenn du willst. Schau nicht so verdattert. Ich habe zwei Fremdenzimmer, ganz vorschriftsmäßig beim Fremdenverkehrsverband registriert. Du musst nur einen Meldezettel ausfüllen und alles hat seine Ordnung. Willst du? Fein! Dann richte ich dir später dein Zimmer her. Jetzt muss ich aber in die Werkstatt zurück. Der Auftrag muss morgen fertig sein. Am Abend können wir dann weiterreden. Was wirst du inzwischen machen?“

„Ich werde mich ein wenig in der Ortschaft umsehen.“

„Tu das. Bis später also.“ Sie trat an ihn heran und küsste ihn auf beide Wangen. Dann wich sie vor ihm zurück. „Was hast du da Hartes unter deiner Jacke?“

„Meine Pistole. Ich dachte, ich brauche sie vielleicht.“

„Nein, nein, hier wirst du sie sicher nicht brauchen!“

„Lisa“, sagte er ernst. „Warum hast du mich kommen lassen? Erzähl mir nicht, das sei einfach nur eine Laune gewesen, nach all den Jahren und obwohl du aufgehört hast, mir zurückzuschreiben. Ist es wegen damals ...?“

„Ich weiß nicht. Ich habe nicht gedacht, dass du so rasch kommen wirst. Gib mir Zeit zum Nachdenken, ja? Bitte!“ Sie lief ihm regelrecht davon.

Er ging zum Fluss hinunter, wo früher die Pferdeschwemme gewesen war. Jetzt war sie verschwunden. Man hatte die kleine Bucht aufgeschüttet und den

Flusslauf begradigt. Dort wo er seinerzeit auf sie gewartet hatte, stand eine Bank, gewidmet vom Fremdenverkehrsverband, den geschätzten Gästen. Das Schild mit dem Badeverbot war verschwunden. Er setzte sich nieder und starrte in die braunen Fluten, so wie er es auch in jenem Sommer getan hatte.

